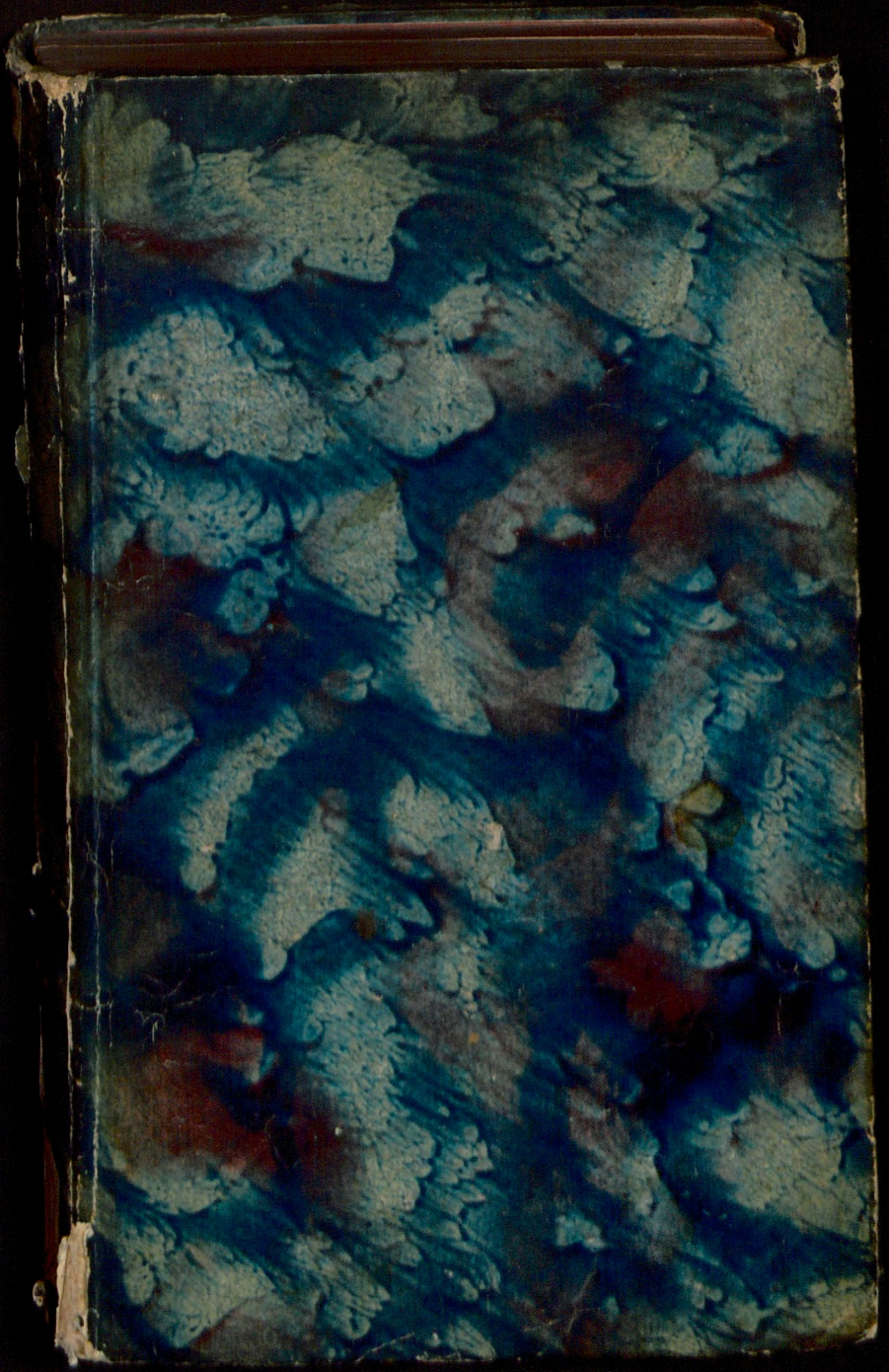
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-212835335-17

J. 590.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-212835335-17

4

Sätze

aus der

Naturgeschicht der Thiere, und der sämmtlichen Viehzucht,

als eine

Fortsetzung der Sätze

aus der

Naturgeschicht der Pflanzen, dem Acker- und Wiesenbaue, dem Baue der Färbekräuter, und dem Wald- Wein- und Gartenbaue.

WIEN,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen v. Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1777.

Aus der Naturgeschicht der Thiere.

§. CXCVIII.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Thieren, und Pflanzen ist die Empfindungskraft. Ein heutiger Philosoph waget es nicht den Pflanzen, die doch nach seinem Geständnisse nicht nur äußerlich in der Folge ihrer Handlungen, sondern auch innerlich in ihrem Baue, unbeseelet zu seyn scheinen, die Empfindung abzusprechen. Und warum? Weil man die Natur ohne alle Ursache einen Sprung thun

läßt. Entweder haben wir gar keinen Begriff von den Wirkungen eines einfachen Wesens, dergleichen ein empfindendes Wesen ist, oder der Sprung ist von dem Empfinden zu dem nicht Empfinden unvermeidlich; der furchtsame Philosoph wird also nicht einmal den Mineralien die Empfindung absprechen können, und es wird folglich alles in der Natur nicht nur allein zusammenhängend, sondern sogar beseelet seyn. Das Ungereimte fällt in die Augen. Hat man wohl jemals Beweise aufbringen können, daß das Gesetz der Continuität über die todten in der Natur wirkenden Kräfte ausgedehnet werden müße?

§. CXCIX.

Wenn der Schluß von dem Daseyn der Augen, Ohren, Nasen u. d. g. das ist, eitel Empfindungswerkzeugen auf das Daseyn einer empfindenden Seele nicht richtig ist, so kann man sich Mittel in der Natur ohne Absicht, und warum nicht auch Absichten ohne Mittel einbilden? und dieß ist schon allein genug die neue Meynung, in welcher den Pflanzen, und Thieren eine eigene, einfache Substanz, die Lebenskraft, nicht noch eine Seele, zugeeignet wird, zu widerlegen. Warum sucht man Finsterniße bey einem ohne dieß schwachen Lichte?

§. CC.

Der Körper der Thiere ist aus verschiedenen Systemen von Werkzeugen zusammengesetzt, derer einige zu dem, wenn es so zu reden erlaubet ist, vegetativischen, andere zum thierischen Leben gehören. Die Werkzeuge

des

des Kreislaufes, des Geblütes, der Verdauung, der Absönderung der Säfte, und des Athemholens würden todte Werkzeuge ohne die Verbindung mit zwey besonderen Systemen von Fibern seyn, derer eines aus Muskeln, das andere aus Nerven bestehet. Dieses scheint nur wegen der Seele, jenes wegen des Körpers da zu seyn. Die vom Haller entdeckte Reizbarkeit der Muskeln setzt die ganze Maschine in Bewegung. Woher entstehet aber die Reizbarkeit? vielleicht geht ein flüßiges Wesen aus den Nerven in die Muskel hinüber? In diesem Falle würde es das nämliche flüßige Wesen seyn, durch welches der, von den äußern Gegenständen entstandene Eindruck, durch den Nerven selbst bis zum Gehirne verbreitet wird. Die genaue Verbindung der Muskeln mit den Nerven, die auf eine Empfindung unmittelbar folgenden Bewegungen, die Art der Wuth, in welche viele unter den Samojeden bey einer ungewohnten Erscheinung gerathen, und noch mehr die Heilungsmittel, welche auf die Nerven wirken, scheinen die Muthmassung zu bekräftigen.

§. CCI.

Man kann behaupten, daß das Nervensystem der Haupttrieb, und gleichsam der Grundstoff des thierischen Lebens sey; es ist mit den übrigen Systemen genau verbunden, und der einzige Weg, durch welchen äußerliche Gegenstände auf die Seele wirken, und durch welchen auch im Gegentheile dieses thätige Wesen ihre Kraft im ganzen Leibe des Thieres verbreiten kann. Die wunderbaren Erscheinungen,

die da vorkommen, können durch nichts anders, als durch eine überaus feine, und elastische Flüßigkeit hervorgebracht werden. Man giebt ihr den Namen des Nervensaftes, außer welchem uns von ihr wohl wenig, oder gar nichts bekannt ist. Priestley hält sie für die elektrische Materie, welche in dem Gehirne der Thiere von dem, mit der Nahrung zu sich genommenen, brennbaren Wesen abgesondert werden soll.

§. CCII.

Der innere Bau ist bey allen Thieren im Wesentlichen beynahe der nämliche; im Zufälligen aber herrschet eine große Verschiedenheit. Das Herz bestehet bey den säugenden Thieren aus zween Kammern, und zweyen Herzohren, bey den Amphibien aus einer Kammer, bey den Insecten ist es eine lange Röhre. Die Fische haben Kiefern anstatt der Lungen, die Insecten Luftlöcher, u. d. g. Sind wohl auch die Infusionsthierchen mit einem Kreislauf-Verdauungs- und Athemholenssysteme, mit Nerven und Muskeln versehen? der kühneste Geist hat nicht Muth genug es ihnen abzusprechen; aber die Einbildungskraft verliert sich dabey in das unendlich Kleine, und sieht nichts mehr vor sich.

§. CCIII.

R. v. Linne spricht den Fischen, und Schlangen das Gehör, den Insecten Gehirn, Nasen, und Ohren, den meisten Würmen sogar den Kopf ab; aber gewiß nicht alles mit Rechte. Nicht der Uebereinstimmung

einstimmungsgrund, sondern die Beobachtungen allein sind ein sicherer Leitfaden in dieser Materie. Die Ahnung hat jemand für den sechsten Sinn ansehen wollen. Sie ist aber bey den Menschen ein heimlicher Vernunftschluß, oder eine, aus einer lebhaften Phantasey entstandene Furcht, oder Hoffnung. Bey den Thieren ist sie eine wahre Empfindung der gegenwärtigen Luftveränderung. Die Zu- oder Abneigung der Thiere gegeneinander ist eine Folge der angenehmen, oder widrigen Eindrücke in die Sinne, besonders in das Werkzeug des Geruchs, der Leidenschaften, der Erziehung u. d. g.

§. CCIV.

Die Maschine des thierischen Körpers wird, obschon nicht allzeit durch gewisse härtere Theile unterstützet, welche ihm seine Gestalt geben, der Bewegung wegen aber durch Gelenke untereinander verbunden sind. Sie heißen entweder Knochen, wenn sie hart sind, oder, wenn sie immer biegsam bleiben, Knorpel. Das Wachsthum der Knochen ist eine Vegetation, die viel ähnliches mit dem Wachsthume des Holzes hat, nur wachsen die Knochen an beyden Enden. Die ungleichförmige Verhärtung der Knochen ist eine Quelle tausend verschiedener Verstaltungen des thierischen Körpers. Viele Insecten, und Würme sind ohne alle Knochen, bey einigen Thieren bedeckt das Fleisch die Knochen, bey anderen geschieht das Widerspiel. Die Schalthiere tragen ein knochenförmiges Haus. Geschieht das Wachsthum des Häuschens der Schalthiere durch eine innerliche Ernährung, und Verlängerung der Theile, oder durch

eine äußerliche Ansetzung einer Materie, die sich in der Luft verhärtet? Reaumur behauptete das letztere, und es scheint aus O. Fr. Müllers neulichen Versuchen zu folgen, daß diese Meynung, auch nachdem sich Mery, Klein und Bonnet wider sie erkläret haben, in ihrem ganzen Werthe bleibe.

§. CCV.

Die Zähne sind eine Gattung der Knochen; aber nicht die Hörner, Geweihe, Nägel, und Klauen. Die Verhärtung der Hörner fängt von der Spitze an, und in dem liegt zum Theile die Ursache, daß sie manchmal abfallen.

§. CCVI.

Die Kraft verlohrne Glieder wieder zu erzeugen, ist bey den Krebsen, Seesternen, u. d. g. schon lange bekannt gewesen. Spalanzani entdeckte der erste, daß die Erdschnecken sogar den abgenommenen Kopf erneuern. Dergleichen Wiedererzeugungen kann man sich nicht anders begreiflich vorstellen, als nach der Art neuer Zweige an Bäumen, die man verstümmelt hat, wobey man sich nothwendig verborgene Keime einbilden muß.

§. CCVII.

Die Fortsetzung des Lebens ohne Speise auf eine beträchtliche Zeit ist mehreren Thieren gemein, und kömmt besonders bey denjenigen vor, die den Winter hindurch schlafen, oder eigentlicher betäubet sind. Weil die Menge der nothwendigen Nahrung

in

in genauem Verhältnisse mit dem Verluste der Theilchen stehet, welche der Körper durch die unmerkliche Ausdünstung verliert, so bedarf ein Thier weniger, oder gar keiner Speise, sobald die Ausdünstung vermindert, oder gar aufgehoben wird. Fleischfressende Thiere können gemeiniglich sehr lang ohne Speise leben. Sulzer hält dafür, daß die Kälte allein nicht hinreichend sey, den Winterschlaf zu bewirken, sondern es müße auch die äußere Luft gänzlich ausgeschlossen werden.

§. CCVIII.

Die bisher vergebens angewandte Mühe, Hautdrüsen zu entdecken, läßt uns an ihrem Daseyn mit Rechte zweifeln. Vielleicht sind die ausführenden sowohl, als einsaugenden Gefäße die feinsten Oeffnungen der Puls- und Blutadern selbst? die merkwürdigste Abänderung in der Farbe der Haut mag wohl die weiße Farbe der Europäer, und die schwarze der Negern seyn. Litter und Mitchel suchten umsonst den zähen und schwarzen vom Malpighi angegebenen Saft, der sich in der netzförmigen Haut der Mohren befinden soll. Viele Thiere werfen jährlich die alte Haut ab; die unvollkommenen Thiere häuten sich wohl öfters im nämlichen Sommer.

§. CCIX.

Die Haut selbst ist meistens nicht ohne Bedeckung. Der Unterschied zwischen dem Haare und der Wolle besteht in dem, daß das Haar in dem Fette unter der Haut, die Wolle aber in der Haut

selbst befestiget ist. Die Ursache, warum viele Thiere ihre Farbe im Winter ins Weiße verändern, schreibt Gmelin hauptsächlich dem Mangel der Nahrung zu, auf welchem die Ausdünstung geringer, die innerliche Wärme aber größer wird. Ueberhaupt zeigt die weiße Farbe der Haare eine Schwäche an.

§. CCX.

R. Linne bringt alle Thiere unter drey Haupteintheilungen, derer jede wieder in zwo andere zerfällt. Es wollen einige unter den Thierklassen ein Bewandniß wahrnehmen, kraft welches der Uebergang von einer zu der andern durch ganz leichte und unmerkliche Schattirungen geschehen soll. Doch die gelehrten Verfasser des Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wienergegend beweisen sehr bündig, daß der Begriff einer Leiter, oder Kette, die in einer mit kaum bemerklichen Steigerungen, oder Abfällen fortgesetzten einfachen Reihe alle irdischen Wesen vereiniget, der Natur der Dinge nicht wohl angemessen, nicht sehr wahrhaft sey.

§. CCXI.

Das Thierreich übertrifft das Gewächsreich an der Zahl der Arten um vieles. Das Meer scheint gewissermassen nichts anders zu seyn, als ein aus Thieren zusammengesetztes Element.

§. CCXII.

In den ältesten Zeiten theilte man die Thiere überhaupt in lebendig- und eyergebährende Thiere ein.

Heut

Heut muß man ein drittes Glied hinzusetzen, das aus Thieren bestehet, die bald lebendige Jungen, bald Eyer gebähren; und endlich auch ein Viertes, welches die sonderbarsten unter allen Thieren, die Polypen, Regenwürme u. d. gl. begreift, derer jedes Stückchen zu einem neuen vollkommenen Thiere fortwächst. Man kann dergleichen Erscheinungen nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß der Eyerstamm in diesen Thierchen durch den ganzen Leib verbreitet sey.

§. CCXIII.

Wir sind der Gefahr ausgesetzt, vieles für ursprüngliche Gattungen anzusehen, da es doch nur Ausartungen in der nämlichen Gattung sind. Das merkwürdigste Beyspiel der Ausartung ist in dem menschlichen Geschlechte selbst. Betrachtet man in dem Menschen nur seine körperlichen Fähigkeiten, so ist es unläugbar, daß er nur für mäßig warme Länder geschaffen ist; er hat es seinen Seelenkräften zu danken, daß er sich über die ganze Oberfläche des Erdballes hat verbreiten können. Man kann sich aber die brennende Hitze von Afrika, und die Kälte von Grönland nicht vorstellen, ohne sich zugleich beträchtliche Veränderungen im menschlichen Leibe einzubilden. Mit allem dem scheint doch die Hauptursache der merkwürdigsten Ausartungen im Anfange eine Krankheit, eine Monstrosität, oder etwas dergleichen gewesen zu seyn, welches sich hernach in der nämlichen Familie beständig erhalten hat. Wenn die Art Eduard Lamberts sich fortpflanzet, so wird man nach 100. Jahren streiten, ob die Ausartung

vom

vom Clima, von der Nahrung u. d. gl. entstanden sey, die doch ursprünglich eine Hautkrankheit war.

§. CCXIV.

Die Vermehrung der Individuen in den verschiedenen Gattungen der Thiere ist beyläufig in dem Verhältnisse der Menge der Nahrungsmittel, die jeder Gattung angewiesen sind. Die fleischfressenden Thiere sind gemeiniglich unfruchtbarer, als diejenigen, die von Gewächsen sich ernähren.

§. CCXV.

Unser Haß gegen die räuberischen Thiere entstehet vielleicht daher, weil sie uns in das Recht, die nützlichen Thiere unserer Nothdurft aufzuopfern, eingreifen. Gehört aber wohl der Mensch unter die fleischfressenden Thiere? Wenn der Schluß von dem Baue des Körpers richtig ist, so ist die natürliche Speise des Menschen aus dem Pflanzenreiche.

§. CCXVI.

Die fleischfressenden Thiere haben entweder Waffen und Stärke, oder List empfangen, um ihre Nahrung gewinnen zu können. Den friedsamen Thieren fehlen die Defensivwaffen zwar nicht; es verläßt sie aber gemeiniglich der Muth.

§. CCXVII.

Alles auf der Erde ist bewohnt, und sogar an und in Thieren leben wieder andere Thiere.

§. CCXVIII.

§. CCXVIII.

Die Gesellschaften unter den Thieren entstehen entweder aus dem Selbsterhaltungstriebe, oder wegen der Auferziehung der Jungen. Wenn alle einzelnen Glieder an einem Werke gemeinschaftlich arbeiten, so sind sie im eigentlichen Verstande in einer Gesellschaft. Die Wanderung der Mäuse in Lappland, der Zug der Krebse in Guiana, der Heuschrecken in Orient, der Häringe im Nordmeere u. d. gl. gehören zu uneigentlichen Gesellschaften. Die periodische Wanderung der Vögel wird noch immer von einigen geläugnet. Doch was wird man wider die Beobachtungen eines Pallas in Rußland und Siberien, eines Gmelins am Caspischen Meere, eines Hasselqvists in Egypten, eines Forskols zu Konstantinopel u. d. gl. aufbringen können; die aus dem Wasser gefischten Schwalben, und andere hier und dort erstarrt gefundenen Vögel zeigen nur so viel an, daß immer einige zurückbleiben können, ja daß vielleicht der größte Theil im Lande bleibt, sobald sie eine warme Gegend und Nahrung im Winter finden.

§. CCXIX.

Da wir versichert sind, daß nichtsweniger als Vernunft die Richtschnur der thierischen Handlungen ist, so nehmen wir etwas anders an, und nennen es den Naturtrieb; wir haben die Philosophie dadurch mit einem neuen Namen bereichert, ohne einen neuen bestimmten Begriff damit zu verbinden.

§. CCXX.

§. CCXX.

Die Ursachen des Todes entstehen aus dem Baue und Wachsthume des Körpers selbst. Der Anfang zum künftigen Verfall der Maschine fängt mit der Verhärtung der Knochen an. Die wenigsten Thiere erreichen das Alter, zu welchem sie gelangen könnten. Die meisten werden durch Krankheiten und andere Zufälle eher aufgerieben. Es giebt sogar Landeskrankheiten, als die Pocken, die Pest u. d. gl. m. Die Kennzeichen des Todes sind sehr trüglich, und daher soll man mit dem Begraben nicht eilen.

§. CCXXI.

Die Erweckung vom Tode ist eine neue Schöpfung, ein Werk des Allerhöchsten allein. Wenn also einige die Wiederauflebung der auch über drey Jahre eingetrockneten Rädelwürmer, Pferdeborsten, u. d. gl. für eine Erweckung vom Tode ausgeben, so liegt augenscheinlich in dem Worte Tod ein Mißverständniß.

Aus der Zucht der vierfüßigen Thiere.

§. CCXXII.

Das gesellschaftliche Leben der Menschen, und die Viehzucht haben zu gleicher Zeit angefangen. Man muß es bekennen, daß unsere Vorältern eine Wahl unter den verschiedenen Gattungen der vierfüßigen Thiere getroffen haben, welcher nichts aus-

zuse-

zusetzen ist. Die Absicht dabey war entweder die Erleichterung der nöthigen Feldarbeit, und der Fuhrwerke, oder die Vermehrung der Nahrung, oder die Gewinnung der Kleidung. Der einzige Ochse bey uns, das Rennthier bey den Lappen, und die Lamas der Peruaner erfüllen alle diese Absichten zugleich, und sind folglich die schätzbaresten unter allen bekannten Hausthieren. Die Zucht der Kaninchen hat erst neulich angefangen, und dieß ist schon ein kräftiges Vorurtheil wider sie. Die wenigen Gattungen, welche in unsere Haushaltung noch nicht aufgenommen worden sind, versprechen keinen, oder gewiß nur einen sehr geringen Vortheil.

§. CCXXIII.

Die Hunde sind das einzige Hausthier der Canadenser, der Grönländer, und der Kamtschadalen, bey welchen sie die Dienste der Last- und Zugthiere verrichten müßen. Bey uns haben sie einen viel andern Werth, und gehören gleichsam zu unsern Hausgenossen. Der Reisende überläßt sein Gepäcke, der Kaufmann seine Waare, der Landmann sein Haus, und seine Heerden der Treue und Wachsamkeit eines Hundes. Die Hirtenhunde sind allen andern vorzuziehen. Die Hauskatze ist ein mehr wildes, als zahmes Thier, und gehört nicht viel besser zu unserm Hause als die Ratzen und Mäuse, um derer willen sie hier ist. Die Hunde sowohl, als die Katzen sollen sparsam, oder vielmehr die Katzen außer der Noth niemals gefüttert werden.

§. CCXXIV.

§. CCXXIV.

Den Leib der Pferde, und beyläufig so auch der übrigen vierfüßigen Thiere, theilet man in drey Haupttheile ein; in die **Vorderhand**, den **Leib**, und die **Hinterhand**, derer jeder wieder seine besondern Untertheilungen hat. Die größte Aufmerksamkeit verdienen die Zähne, die in **Backen- Hunds-** und **Scheidezähne** eingetheilet werden, weil sie fast allein das Mittel an die Hand geben, das Alter der Thiere bestimmen zu können. Die Hörner kann man mit den Stacheln der Gewächse vergleichen. Die besten Schweizerkühe haben kleine Hörner, da die schwachen Kühe in Sardinien außerordentlich grosse Hörner tragen.

§. CCXXV.

Hat der Landwirth bey seinem Hofe Heu, Stroh, und was sonst zur Ueberwinterung nöthig ist, hat er einen geraumigen und gesunden Stall, eine gute Weide, und was das hauptsächlichste ist, Knechte und Mägde, auf derer Treue und Geschicklichkeit er sich verlassen kann; so ist es allzeit vortheilhafter, das junge Vieh selbst auferziehen, als es ankaufen. Beym Kause hat man vor allem auf den Gebrauch, zu welchem das Vieh bestimmet wird, hernach auf die Gesundheit, Stärke, Schönheit, und auf ein gelehriges sanftes Naturell zu sehen. Ein mittelmäßig grosses Vieh kömmt seinem Stamme am nächsten, und drückt folglich seine natürlichen Vorzüge am vollkommensten aus. Der

Ries

Ries und der Zwerge stehen von der ursprünglichen Größe gleich weit ab, und leiden beyläufig einen gleichen Verlust von natürlichen Fähigkeiten. Es ist unleugbar, daß die Farbe der Haare einen Zusammenhang mit der innerlichen Beschaffenheit des Leibes hat. Es scheinet dasjenige Vieh das beste zu seyn, das so gefärbt ist, wie es in seinem wilden Stande seyn würde.

§. CCXXV.

Das untrüglichste Beyspiel der Ausartung der Hausthiere haben wir an den Schafen, derer viererley Arten Pallas im nördlichen Asien allein zählet. Die Ursachen der Ausartung sind eine schlechte Nahrung, eine noch schlechtere Wartung, die Lebensart, die Leibesübungen u.d. gl. woraus sehr wahrscheinlich wird, daß eine schlechte Viehart, durch eben die Stuffen, durch welche sie nach und nach schlechter geworden ist, zu ihrem ursprünglichen Grade der Vollkommenheit zurückgeführet werden kann. Doch der Weg würde lang seyn.

§. CCXXVI.

Die Verbesserung der Viehart durch fremde Arten kann vorgenommen werden, 1) wenn man eine in der nämlichen Gattung für vollkommner erkannte Art sich anschaffet, und selbe, ohne sie mit der einheimischen zu vermischen, im Lande vermehret; 2) wenn eine fremde Art mit der einheimischen vermischt wird. Bevor man sich aber entschließt, eine einheimische Art, welche durch Jahrhunderte das Bür-

gerecht im Lande genießt, mit einer fremden zu vertauschen, halte man die Vortheile, die man von seinem Viehe empfängt, mit denen, die von fremden zu hoffen sind, genau zusammen.

§. CCXXVII.

Man hat bisher die Verbesserung der Viehart nur halb vorgenommen, weil man dafür gehalten hat, daß die gute oder schlechte Art von dem Viehe des männlichen Geschlechtes allein abhängt. Wie kann man sich einbilden, daß bey dem gänzlichen, und so langwierigen Einflusse des mütterlichen Leibes auf die Frucht, diese nicht mehr von der Mutter, als von dem Vater annehmen müße?

§. CCXXVIII.

Bey der Wartung des trächtigen Viehes richtet man sein Augenmerk mehr auf die Frucht, als auf die Mutter. Das Lob, welches der Art Zuchtkälber aufzuziehen, ohne sie saugen zu lassen, beygeleget wird, ist verdächtig, und wird nicht einmal durch die Erfahrung bestätiget. Das Euter der Mutter ist dem Kinde das, was die Saamenlappen dem Keime eines Pflänzchens ist. Die Sorge die Jungen zu entwöhnen, überläßt man am besten der Mutter selbst. Wer die Fehler unserer Erziehung einsehen will, der halte das Hausvieh mit dem in seiner Freyheit lebenden Thiere zusammen.

§. CCXXIX.

§. CCXXIX.

Die Abschaffung der Viehställe scheinet einer der nothwendigsten Puncte bey der Verbesserung der Viehzucht zu seyn. Betrachten wir, daß unsere Pferde eine schlechte Witterung beynahe weniger ertragen können, als wir selbst, daß sie beym ausgesuchtesten Futter verhältnißmäßig wenige Kräfte haben, daß man sie beym Ziehen und Laufen fast mehr, als den Kutscher, oder Reuter schonen muß, daß sie jährlich ihre Aderlassen u. d. gl. brauchen, indeß ein in den sibirischen Steppen frey herumlaufendes Pferd beständig gesund, stark, und unermüdlich ist, so fällt der Fehler der Wartung in die Augen. Und es ist dennoch das Pferd das zärtlichste aus allen Hausthieren. Wenn nur die Raufen und Krippen unter einer bedeckten, aber sonst offenen Schuppe aufgestellet werden, so wird das im Hofe frey herumgehende Vieh von sich selbst Schutz darunter suchen, wenn es eines bedarf. Es sind übrigens die Fehler, die beym Baue der Viehställe begangen werden, vielfältig.

§. CCXXX.

Die Alpenweiden können fast auf keine andere Weise, als nur durch die Abhütung des Viehes, genützet werden. Wenn sie nützlich seyn sollen, so müßen die Kühe ordentlich gemolken, Butter und Käse gemacht werden. Selbst diejenigen, bey welchen die Alpenviehzucht eine Quelle des Reichthums ist, sehen es ein, daß ihr noch vieles zur Vollkom-

menheit abgehet. Gemeiniglich fehlet es an dem ächten Verhältnisse der Wiesen zu den Alpen, an einem bedeckten Orte, an einer guten Eintheilung der Alpen u. d. gl. Es gehet auch der Dünger gänzlich verlohren.

§. CCXXXI.

Es ist ein Glück, daß das dürre Futter für die Gesundheit des Viehes in dem Stande, in welchem es sich befindet, zuträglicher ist, als das Grüne. Für die Pferde wird das Haberstroh das gesundeste Futter seyn. Dem Ochsen giebt man geschnittenes Stroh, den Kühen Heu und grünes Futter, dessen Stelle im Winter der Kohl, die Rüben, Möhren u. d. gl. vertreten. Der Haber gehört hauptsächlich für die Arbeitspferde. Die Erfahrung beweiset, daß das Salz dem Viehe ungemein nützlich ist. Es scheint, daß die Gewohnheit dem Viehe nur zu bestimmten Zeiten Futter, und besonders Trank zu geben, mehr schädlich als nützlich sey. Nur damals ist das Vieh der Gefahr, sich zu übereſſen ausgesetzt, wenn es nach einem langen Hunger, oder nach einem schlechten Futter gähling zu einem bessern gelangt.

§. CCXXXII.

Der jedem Thiere angebohrne Hang zur Reinlichkeit ist eine weise Einrichtung der Natur, durch welche die Gesundheit des Körpers größtentheils erhalten wird. Unsere Ställe sind gerade dazu eingerichtet, daß die Reinlichkeit fast unmöglich wird, besonders wenn das, nicht nur tägliche, sondern ununterbroche-

neAusmisten nicht mit allem Ernste betrieben wird. Das Schwemmen kann nur solchen Pferden nachtheilig seyn, die immer in einem warmen Stalle bewahret werden. Eine mäßige Leibesbewegung ist der Gesundheit zuträglich. Eine allzustarke Abmattung des Viehes ist schon oft den Fleischern, die es geschlachtet haben, tödtlich gewesen.

§. CCXXXIII.

Verschiedene Krankheiten kamen in der Nosologie der Thiere nicht eher vor, als nur, nachdem sie der Mensch an sich gewöhnt hat. Von den Würmern wird das Vieh so gut, als der Mensch geplagt. Man bemerkt aber, daß die Würmer vielmehr eine Folge der Krankheit, als die Ursache derselben sind. Die Arzneykunst ist nicht die Sache eines Landwirthes; aber ihm stehet es zu, dafür zu sorgen, daß weder seine Familie, noch sein Vieh jemals eines Arztes bedürftig sey.

§. CCXXXIV.

Die Viehseuche ist eine Art der Pest, die niemals im Lande selbst entstehet, sondern von fremden Orten mitgebracht wird. Nicht die Arzneykunst, sondern die Polizey allein kann dieser erschrecklichen Landplage abhelfen. Alle Mittel werden in manchen Fällen unwürksam seyn, wenn die Regierung nicht väterlich sorgt, daß der gelittene Schaden dem Landmanne gut gemacht wird.

§. CCXXXV.

Wider den Wolf, wo er noch nicht ausgerottet ist, muß man beständig im Felde stehen; es wäre folglich das sicherste, sein ganzes Geschlecht zu vertilgen. Wider die Bremsen bedecken die Holländer das Vieh mit Hanfdecken. Die Mücken können oft nicht anders, als mit Rauch vertrieben werden. Das einzige wahre Mittel dawider wurde die Austrocknung der Sümpfe seyn.

Vom Pferde, Esel und Maulesel.

§. CCXXXVI.

Ob es ursprünglich wilde Pferde gebe, ist sehr zweifelhaft. Aus dem Vergleiche unserer zahmen Pferde mit den verwildeten erhellet, daß wir diesem Thiere nichts als eine gefällige Geschicklichkeit, und eine feine Gestalt zur Vergütung der abgenommenen Freyheit gegeben haben. Man bezähmet die Pferde durch Hunger, oder durch die Schlaflosigkeit. Die vorzüglichsten Gattungen der Pferde sind, das arabische, barbarische, türkische, spanische, neapolitanische, englische und dänische Pferd.

§. CCXXXVII.

Jede, einem jeden Lande eigene Pferdart hat einige Vorzüge, die sie in einem vollkommeneren Gra-

de

de als andere fremde besitzet; eine gute Wartung würde sie bis zur Vollkommenheit bringen, und gar bald würden unsere Pferde von Fremden gesucht werden. Die Pferde in unseren Stutereyen sind ein Mittelding, das keinen Namen hat, noch jemals haben wird, so lange wir die Beschäler aus einem fremden Lande alle dritte, bis vierte Jahre werden kommen lassen. Die Araber tragen eine ängstige Sorge, daß ja kein fremdes Pferd, wenn es auch noch so viele Vorzüge hätte, in ihr Gestüt einschleiche.

§. CCXXXVIII.

Bey den wilden Stutereyen der Kirgisen, Kalmucken u. d. wird fast alles der Natur überlassen; und wer weis, ob sie nicht, wenn doch nur die Wahl der Stuten, und Hengste gut gemacht ist, unter allen die vorzüglichste sey? doch dergleichen Stutereyen zu unterhalten, sind fast nur die Tartarn allein im Stande, die auf unermeßlichen Flächen mit ihren Pferden herumirren; und es ist vielleicht dennoch dieser der einzige Fall, in welchem eine Stuterey vortheilhaft seyn kann.

§. CCXXXIX.

Von den sogenannten Landstutereyen kann der Staat sich einen würklichen Vortheil versprechen; sie werden aber schwerlich aufkommen können, so lange sich die Gemeinweiden, Triften u. d. bey ihrem Rechte erhalten.

§. CCXL.

Der Esel trägt eine schwere Last, besitzet viele Geduld, und kostet in seiner Unterhaltung beynahe nichts. Man weiß ihn in Asien, und Aegypten besser, als wir, zu schätzen. Wir haben noch nicht Versuche genug, um es sicher bestimmen zu können, ob die Mauleſel in unsern mehr kalten, als warmen Ländern, größere Dienste, als die Pferde, in der Landwirthschaft thun würden.

Vom Rindviehe.

§. CCXLI.

Das eigentliche Vaterland des Ochsen scheint unter dem gemäßigten Himmelsstriche zu seyn; er verträgt die Kälte viel besser, als die Hitze; er ist ein mehr furchtsames, als wildes Thier, und ist, wenn er zahm gemacht worden, ungemein geduldig, und biegsam. Diese guten Eigenschaften in einem grossen, wohlgebaueten, und starken Körper machen ihn zum Pfluge besonders geschickt. In den letzten Zeiten hat man angefangen das Pferd dem Ochsen bey der Landarbeit vorzuziehen; aber mit Unrecht. Denn, wenn man weniger Arbeit mit dem Ochsen verrichtet, als man sich von seinen Kräften versprechen sollte, so liegt die Schuld nur allein in der Art ihn anzuspannen. Warum schirret man ihn

nicht,

nicht, wie die Pferde an? Er soll nicht vor dem dritten Jahre vor den Pflug gespannet, und nicht über das zehnte dabey behalten werden.

§. CCXLII.

Auf der Weide kann der Ochse nur das lange Gras abfressen, und thut folglich keinen Schaden. Im Hofe ißt er Stroh; wenn er aber arbeitet, soll er gutes Heu bekommen. Der Wein giebt ihm Kräfte; von jungen Schößlingen der Bäume bekommt er das Blutharnen.

§. CCXLIII.

Man weis es noch nicht sicher, ob die Sage der Landleute wahr sey, daß die rothen Kühe die beste Milch geben, und die schwarzen die besten Kälber werfen. Die besten Milchkühe sind gemeiniglich nicht unter der größten Art, viel weniger unter denen zu suchen, die zum Fettwerden geneigt sind. Der Einfluß der Nahrung in die Menge und Güte der Milch ist unstreitig. Manche Gewächse, und selbst die Rüben geben der Milch einen unangenehmen Geschmack. Ohne dem Rüben- Möhren- und Krautbau sind die Kühe in der Landwirthschaft mehr zur Last, als zum Vortheil. Es ist genug, wenn die Kühe zweymal im Tage gemolken werden.

§. CCXLIV.

Die Milch ist eine aus Butter, Käse, und Molken bestehende Emulsion. Die öhlichten Theile scheiden sich von den übrigen von sich selbst durch die

blosse Ruhe, und zwar um so viel leichter, je größer die Oberfläche des Gefäßes ist. Zuweilen bedienet man sich des Marienbades um die Scheidung der Sahne zu befördern.

§. CCXLV.

Die Kunst Butter zu machen bestehet in dem allein, daß die ölichten Theile vollkommen von den käsichten, und wässerichten geschieden werden; das meiste dabey thut das fleißige Knetten mit den Händen.

§. CCXLVI.

Je weniger die Milch abgerahmet wird, desto bessere Käse erhält man. Zur Gewinnung der Milch bedienet man sich des Labes. Ein grosser Vortheil beym Käsemachen bestehet in dem Käsebrechen, und im Salzen. Der berühmte Käs von Chester wird, sobald er seine erste Forme bekommen hat, auf 8. Tage in eine starke Salzlauge gelegt.

§. CCXLVII.

Nahe an großen Städten ist die Milch selbst eine Kaufmannswaare. Wenn der Käs einen Namen hat, so wird die Milch vortheilhafter zu Käse, als zu Butter gemacht. Ist es möglich Käse zu einem Grade der Vollkommenheit bey uns zu bringen, daß sie der Ausländerwaare gleich kommen? die Ausflucht wegen der aromatischen Alpenkräuter ist eitel, besonders, weil wir selbst daran keinen Mangel haben. Wo sind denn die Alpen der Holländer.

§. CCXLVIII.

§. CCXLVIII.

Ein Ochse, der im vierten Jahre vor den Pflug gespannt worden ist, und bis ins zehnte mäßig gearbeitet hat, ist zur Mastung der tauglichste. Es gehört eine Erfahrung dazu, um diejenige Art des Viehes zu erwählen, die am leichtesten gemästet werden kann. In England liebt man das langhörnige Vieh. Die Ruhe und Reinlichkeit ist zum Fettwerden nothwendig. Das beste Futter ist ein gutes, reichlich vorgelegtes Heu. Rüben, Kraut, Trebern, Oelkuchen, und wilde Kastanien thun bey der Mastung gute Dienste.

§. CCXLIX.

Der Büffel wird in niedrigen, morastigen Gegenden mit größerem Vortheile, als das gemeine Rindvieh gezogen.

Von dem Schafe und der Ziege.

§. CCL.

Das hauptsächlichste bey der spanischen Schafzucht läuft da hinaus, daß die Schafe das ganze Jahr hindurch unter dem freyen Himmel in einer mehr kalten, als warmen Luft weiden; zu welchem Ende sie im Sommer auf die Gebirge, im Winter hingegen auf das niedere Land getrieben werden. In England hält man meistens kleine Herden, die man

gut

gut besorgen kann, und läßt sie im Sommer, und Winter außer dem Stalle.

§. CCLI.

Wo man hohe, und trockne Triften hat, da sind die offenen Weiden die vorzüglichsten. Es ist übrigens noch sehr zweifelhaft, ob ein trocknes, oder fettes Gras, und besonders die künstlichen Futterkräuter zur Verfeinerung der Wolle mehr beytragen; daß aber die aromatischen Kräuter die nützlichsten seyn, ist ein gewisser Irrthum. Das beste Winterfutter ist Heu, und nach diesem sind es die Rüben. Ueberflüßiges Futter scheint der Wolle nachtheilig zu seyn.

§. CCLII.

Man hält in England zuweilen Schafe nur wegen des Pferchens, welches ordentlich zwischen beweglichen Hordenställen geschieht. Die Milchnutzung ist eine übel verstandene Wirthschaft, durch welche das Schaf geschwächt, und folglich die Wolle verringert wird. Das Schwemmen, und Kämmen kann nicht genug empfohlen werden. Die Spanier lassen die Schafe vor der Schur stark schwitzen, damit die Wolle geschmeidiger wird. Man sollte die Wolle gleich bey der Schur absonderen; aber das Waschen in heißem Wasser dem Fabrikanten überlassen. Die einschürige Wolle ist länger und feiner.

§. CCLIII.

§. CCLIII.

Weil die Ziege mit den verächtlichsten Kräutern vorlieb nimmt, so könnte sie in der Haushaltung sehr nützlich werden; man muß sie aber von jungen Holzschlägen abhalten. Rytschkow hat gelehret, wie man die, unter dem groben Haare, liegende Wolle der Ziege in Manufakturen nützen könnte.

Vom Schweine.

§. CCLIV.

Das Schwein ist das fruchtbareste unter den Hausthieren, es hat aber manchmal die Untugend seine eigenen Jungen aufzufressen. Die Speise des Schweines sind Kräuter, besonders die Wurzeln, und Erdtruffeln. Die Molke ist das beste Futter für die Ferkel, nebst dem Spülicht aus der Küche. Der Klee ist für die Schweine vortreflich; das Schweingras, der Katzenschwanz, die Seerosen u. d. sollten ja genutzet werden. Es ist ein Fehler, daß man die Schweine im Winter, das ist zu einer Zeit, wo kein Futter mehr für sie übrig ist, zur Mastung aufstellet. Wasser müssen sie im Ueberflusse haben, und allzeit rein gehalten werden. Die Kunst gute Schinken zu machen bestehet vornehmlich in der Art zu salzen.

Aus

Aus der Zucht des Federviehes.

§. CCLV.

Der Ursprung aller Vögel ist aus einem Eye, das sehr richtig mit dem Saamenkorne der Pflanze verglichen werden kann. Der Flüßigkeiten sind drey in dem Eye, das Eyklar, das Eyweiß, und der Dotter, an welchem die Narbe, um deren Willen alles übrige da ist, sitzet. Das Küchlein entwickelt sich aus dem Eye beyläufig, wie das Pflänzchen aus dem Keime. Die, aus der Wärme entstandene Gährung verdünnet das Eyklar, welches hernach durch den Druck der sich ausdehnenden Luftblase in die Nabelgefäße der Frucht geführet wird. Das Weiße ist die erste Nahrung der Frucht, und der Dotter, den Haller für einen wesentlichen Theil der Frucht selbst erkläret hat, die letzte. Die Entwicklung des Küchleins kann auch ohne Brüten, aber nicht ohne den bestimmten Grad der Wärme geschehen. Bonnet hält das Brüten für eine Folge der übermäßigen Hitze der Henne; warum nehmen aber selbst die Männchen bey verschiedenen Gattungen ein so beschwerliches Werk auf sich? warum vertheidiget die Mutter die Eyer mit der Gefahr ihre eigene Freyheit zu verlieren? Warum bauet sie ein Nest? u. d. Die vorgeblichen Hahneneyer könnten ja freylich nichts anders, als Basilisken in sich enthalten; denn aus einem Abentheuer kann nur wieder ein anderes entstehen. Die meisten Eyer legen diejenigen Vögel, die ihre Jungen nicht äßen müssen;

die

die Raubvögel legen die wenigsten. Die Farbe der Eyer scheint in einem Verhältnisse mit der natürlichen Wärme des Vogels zu stehen. Das Mausern der Vögel, und das Abfallen der Blätter der Bäume im Herbste, entstehen aus der nämlichen Ursache. Die von Insecten, und anderen schädlichen Thieren lebenden Vögel sind ungemein schätzbar; einigen aus ihnen haben ihre guten Dienste eine Art der Verehrung von Seite der Menschen zugezogen. Der kühne isländische, und norwegische Vogelfang zeiget genug, daß die Vögel der nachstellenden Hand der Menschen nicht entgehen können.

§. CCLVI.

Alle Arten des Hausgeflügels, die Tauben allein ausgenommen, gehören nur unter zwo Ordnungen, der Hühner nämlich, und der Schwimmvögel, und diese letzteren zwar nur allein zu dem Entengeschlechte. Das vorzüglichste unter dem Federviehe ist die gemeine Henne, deren sehr viele Abänderungen angetroffen werden. Das schätzbareste an ihr ist die ungemeine Fruchtbarkeit. Ein Hahn hält eine Herde von 50 Hennen in Zaum, und Gehorsam; doch in Meyerhöfen giebt man ihm nicht leicht über fünfzehn.

§. CCLVII.

Der indianische, Puter- oder Truthahn läuft in den nordamerikanischen Wäldern in ganzen Schaaren wild herum; man hält aber doch dafür, daß er zu uns aus Ostindien gekommen sey. Die Henne

legt

legt im Jahre gemeiniglich nur eine Brut von 15 Eyern. Die weiße Art hält man für die stärkeste, die braune hingegen für die zärtlichste. Das aus Guinea ursprünglich gekommene Perlhuhn verträgt unser Klima sehr wohl; sein unerträgliches Geschrey, sein zänkisches Betragen, und über alles, die Beschwerlichkeit es aufzuziehen, mag wohl die Ursache seyn, daß man es so wenig vermehret hat. Den Pfau, den nichts als sein Gefieder empfiehlt, wird keine Hauswirthin im Hofe leiden. Der Phasan wird niemals vollkommen zahm, und gehört auch würklich nur in die Wälder, wo der Nutzen von ihm um so viel größer seyn wird, je weniger man ihm von seiner Freyheit abnimmt.

§. CCLVIII.

Die Versuche, die man mit Auer- und Birkhühnern gemacht hat, scheinen nicht viel von ihnen im Hofe zu versprechen.

§. CCLIX.

Es scheint noch nicht ausgemacht zu seyn, ob ein wahrer Vortheil bey der Erziehung der Enten, und Gänse, außer in wäßerrichten Gegenden, jemals gefunden worden sey. Die einzige wahrhaft vortheilhafte Art der Entenzucht ist bey den Chinesern. Das beste an den Gänsen sind fast ihre Federn, und Dunen; warum läßt man sie denn jährlich verlohren gehen? In Oeland, Engeland und verschiedenen Gegenden von Teutschland, rupfet man die Gänse alle Jahre bey lebendigem Leibe.

§. CCLX.

§. CCLXI.

Die Hennen verrathen ihre Legezeit durch einen besondern Ruf, auf welchen denn die Magd aufmerksam seyn muß. Die Eyer der Puten, der Gänse u. d. müßen täglich aufgesucht werden. Eine kleine Belohnung für eine bestimmte Zahl der Eyer würde die Mägde so aufmerksam machen, daß nicht leicht ein Ey würde verlohren gehen. Man kan aber auch eine Henne zu einem gewissen Neste gewöhnen. Die Hennen legen im Herbste, und im Winter keine Eyer. Die Ursache scheint nicht so viel die Kälte, als das Mausern, die im Herbste einfällt, zu seyn. Vielleicht würde diesem Ungemache abgeholfen, wenn man die Hennen im Frühjahre rupfte? die nördlichen Völker wußten die Kunst die Eyer lange frisch zu erhalten schon längstens; man erhält sie in der Asche von Tang. Reaumur erfuhr, daß ein Tropfen Oel, ein bißchen Butter u. d. das Ey frisch erhält, wenn es ganz damit überzogen wird.

§. CCLXII.

Die Hennen, und noch mehr die Enten sind schlechte Brüterinnen; bey der Bruthenne, verliert man noch überdieß die Eyer, die sie zu solcher Zeit legen würde. Warum sollten die müßigen Kapaunen das Brutgeschäfft nicht auf sich nehmen können? die Erfahrung hat gelehret, daß sie sich sehr wohl dazu schicken, und die Sache verdiente auf dem Lande bekannter zu werden. Die Aegyptier brüten Hühnlein, und die Chineser Enten millionenweise aus. Reaumur machte es ihnen ohne Beschwerlichkeit,

und ohne einen Aufwand nach; aber mit der Erziehung dieser Kinder der Kunst gieng es nicht so leicht her. Ist es nicht zu bedauren, daß man die Erfindungen dieses würdigen Mannes gänzlich vernachläßiget?

§. CCLXIII.

Die Küchlein fressen so viele verschiedene Dinge, daß nicht schwer fällt, sie zu unterhalten; Brosamen, klein gehackte Eyer, Fleisch, Getreide, Hülsenfrüchte, besonders aber Insecten, und Würme dienen ihnen zum Futter. Die jungen Puten sind unter allen die zärtlichsten: vielleicht trägt man vieles selbst hiezu bey, da die Erziehungsstube aus überflüßiger Sorge allzuwarm geheizt wird?

§. CCLXIV.

Was immer den Namen eines Körnleins hat, ist ein taugliches Futter für alles Federvieh; es mangeln uns aber Versuche, aus welchen bestimmt werden könnte, welche Kornart dem Fleische des Thieres, und den Eyern einen vorzüglichen Geschmack verschaffen könne. Die surinamischen Hühner sollen die europäischen am Geschmacke merklich übertreffen, weil sie nur mit Mays gefüttert werden. Es ist entweder gar keine Wirthschaft mit dem Federviehe, oder sie ist nur bey einem guten Futter. Die Hausvögel sind übrigens keine so grossen Fresser, als man sich einbildet; und sie suchen sich überdieß noch selbst ihre Nahrung; daher muß man in ordentlichen Meyerhöfen besorget seyn, daß der Hof vom Rasen

nicht

nicht gänzlich entblößt sey, und daß die Hühner einen freyen Zugang zu dem Misthaufen haben, der eine unerschöpfliche Vorrathskammer von Eßwaaren für diese Thiere ist. Der niedlichste Bissen für sie ist ein Regenwurm. Man könnte Millionen von diesem Geschmeiße haben, wenn man nur einen geringen Preis darauf setzte, und unsere Gärten, und Wiesen würden noch dabey gewinnen.

§. CCLXV.

Wäre nicht um die Sicherheit wider die Feinde, und eine nöthige Beschützung wider die Kälte zu thun, so hätten wir keine Ursache auf die Stallung zu denken. Die Hauptfeinde des Federviehes sind, der Hausmarder, der Iltis, das Wiesel, und der Fuchs. Diese Thiere untergraben sogar die Wände des Vogelhauses, welches folglich im Grunde ziemlich tief untermauert werden soll. Uebrigens muß im Stalle hauptsächlich die Reinlichkeit, und der Zug einer reinen Luft besorget werden.

§. CCLXVI.

Die Kunst das Federvieh vorzüglich gut zu mästen scheint bey einigen Provinzen erblich zu seyn.

Aus der Teichwirthschaft.

§. CCLXVII.

Das Erdreich, welches mit dem Teichwasser auf eine gewisse Zeit bedecket war, gewinnt unge-

mein vieles dabey, und bedarf gemeiniglich auf einige Jahre des Düngens nicht; es ist folglich ein Teich eine Brachungsart, welche um so viel schätzbarer ist, weil sie meistens mehr erträgt, als die fleißigste Landbestellung selbst; es würde aber lächerlich seyn, ganze Gegenden unter Wasser zu setzen, um Fische zu ernähren, die man aus dem benachbarten Flusse in der Menge haben kann.

§. CCLVIII.

Die erste, und nöthigste Ueberlegung beym Anfange der Teichwirthschaft ist, ob genugsames Wasser vorhanden sey, welches in keinen Umständen mangeln, und beyläufig in dem nämlichen Maaße allzeit zufließen könne. Da man in einem Verstande sagen kann, daß die Fische vom Wasser leben, weil es ihre Nahrung durch eine Gattung der Auflösung sich eigen macht, so kann die Gattung des Wassers nicht gleichgültig seyn. Das matte Flußwasser hat den Vorzug vor allen andern, und nach selbigem die Bäche, die einen langen Weg zwischen fetten Aeckern, und Wiesen gemacht haben. Je fetter der Boden des Teiches selbst ist, desto geschwinder wachsen die Fische.

§. CCLXIX.

Nirgends liegt ein Teich besser, als mitten zwischen fruchtbaren Aeckern, und Wiesen, wo er offen, und von allen Seiten der Sonne ausgesetzt ist. Bevor man das Wasser in den Teich läßt, muß man schon darauf bedacht seyn, wie man es wieder

von

von dem nämlichen Platze abführen könne; es muß also das Land einen Fall haben. Es ist nicht nothwendig, daß das Land durchaus eben sey; ja man müßte es mit allem Fleiße uneben machen, wenn es nicht so wäre; denn die alten Fische lieben ein hohes, die jungen ein seichtes Wasser, alle aber überhaupt suchen in den heißen Sommertagen, und noch mehr im Winter die tiefsten Oerter auf. Der Hauptabzugsgraben muß tiefer liegen, als die Fischgruben, und Nebengräben, damit er alles Wasser abführen könne.

§. CCLXX.

Wenn jemals eine Sache mit Einsicht und Behutsamkeit vorgenommen werden soll, so ist es der Dammbau. Das Verhältniß der Grundfläche des Dammes zu seiner Höhe, die Abdachung, und der vortheihafteste Winkel, den die Wasserseite des Dammes mit der Grundfläche machen soll, die Böschung von der Landseite, u. d. fordern Kenntnisse aus der Mathematik, die man beym Volke der Landwirthe nicht suchen darf. Man überläßt solches Geschäfft verständigen Teichbaumeistern. Jeder Teich hat ein Fluthbett, welches zum Einlauf des Wassers dienet, und ein Wasserbett, oder Ständer, beym Ablaufe desselben. Man versieht sie mit Rechen, und Gegitter. Um allen Verlust der Fische bey Ueberschwemmungen zu verhüten, umzieht man auch wohl den ganzen Teich am Fusse des Dammes mit einer dichten Hecke.

§. CCLXXI.

Zu einer vollständigen Fischerey gehören dreyerley Teiche; 1) Streichteiche zur Erzeugung der Fische; 2) Streckteiche zur Erziehung der Jugend, 3) Satzteiche zur Ernährung und Mastung der erwachsenen Fische. Die Ursache, auf welchen die Nothwendigkeit dreyerley Teiche zu haben beruhet, entwickelt J. Beckmann kurz, aber überaus bündig.

§. CCLXXII.

Die fruchtbarsten Streichteiche sind, die in einem fetten, sonnenreichen Orte liegen, flache Ufer, warme Quellen, und Schutz wider rauhe Winde haben; der Boden soll eine geraume Zeit trocken liegen, und mit Abzugsgräben wohl durchschnitten werden, damit alle Feuchtigkeit benommen, und aller, vielleicht übrig gebliebener Laich der Raubfische vertilget werde. Im Anfange lasse man nicht mehr Wasser hinein, als nöthig ist, daß sich die Streichkarpfen verbergen können. Die Fische legen ihren Laich nur im seichten Wasser ab. Die größten Karpfen sind gemeiniglich nicht die besten Streichkarpfen; die Zeit sie einzusetzen, ist das Ende Aprils, oder auch früher, wenn die Witterung keine Furcht eines Frostes zurückläßt.

§. CCLXXIII.

Die Streckteiche sollen den Streichteichen gleich an der Seite stehen, und einen reichern fettern Boden haben, den man sogar in Bette umackern sollte, be-

bevor er mit Wasser überdeckt wird. Das Einsetzen des Karpfenstriches geschieht am nützlichsten im Frühjahre. Die Nothwendigkeit der Fischgruben zeigt sich sowohl in dem Streich- als Streckteichen niemals mehr, als im Winter, weil die ganze Brut in ihnen zu überwintern pflegt.

§. CCLXXIV.

Die Absicht bey den Saßteichen ist die Mastung der Fische. Vor allem ist zu verhindern, daß die Fische nicht laichen, welches man erhält, wenn das Wasser nirgends seicht ist. Das Verschneiden der Fische ist eine Erfindung, die noch kein Glück gemacht hat. Für die Fütterung der Fische scheint man allzuwenig Sorge zu tragen. Im Winter muß der Teich bey mäßiger Kälte einmal des Tags, bey starkem Froste aber wohl öfters aufgeeiset werden. In Schweden pflegt man zu Offenhaltung des Teiches, in der Mitte desselben einen kleinen Ofen zu bauen, aus dem man den Rauch durch krumme Röhren auf die Oberfläche des Wassers leitet.

§. CCLXXV.

Wenn das Wasser beym Ausfischen sachte abgelassen wird, so versammeln sich alle Fische in dem Hauptgraben allein, aus welchen man sie nur herausholen, und in gemächliche Gefäße übersetzen darf. Diejenigen, die man zum Verkaufe bewahren muß, legt man in ausgemauerte Behälter an, in welchen sie mit Brod, Malz, Trebern, ja auch mit Schaf- und Rindmist gefüttert werden.

§. CCLXXVI.

Wenn der Eigenthümer seinen Vortheil verstehet, so wird er den Teich nach dem Ausfischen brachen, und wenigstens zwey Jahre als Saatfeld benutzen.

§. CCLXXVII.

Forellenteiche gehören nur für enge Thäler, deren Boden felsigt ist, und mit klarem Bergwasser gefüllet werden kann. Die Forellen laichen im November und December. Man muß mit ihnen andere kleine Fische einsetzen, die dem Raubthiere zur Nahrung dienen.

Aus der Bienenzucht.

§. CCLXXVIII.

Die Gesellschaft der Bienen bestehet aus dreyerley verschiedenen Bürgern. Die größte Zahl machen die **Arbeitbienen** aus; der **Drohnen** giebt es selten mehrere, als tausend in einem Stocke; die wichtigste Biene aber ist der vor Zeiten sogenannte **Bienenkönig**, dessen Namen man aber heut in den Namen der **Bienenmutter**, **Mutterbiene**, **Königinn**, oder des **Weisels** verändert hat. **Plinius** und wenige andere muthmasseten schon, daß diese Biene des weiblichen Geschlechte sey, aber **Swammerdam** hat der erste Beweise davon gegeben. Ist es aber

aus-

ausgemacht, daß sie die einzige ihres Geschlechtes im Korbe, die einzige Mutter aller Bienen ist? Man zweifelt nimmer, daß die Arbeitbienen die Mutter der Drohnen, und zwar nur der Drohnen allein sind. Ist wohl eine wunderbarere Erscheinung in der Natur?

§. CCLXXIX.

Wir haben kein anders Beyspiel, daß eine Mutter Kinder nur des fremden Geschlechtes allein erzeuge, ohne fähig zu seyn, ihr eigenes hervorzubringen. **Riem** glaubte die Schwierigkeit zu heben, wenn er die Drohnenmütter für verunglückte Königinnen, für Mißgeburten ansieht, welche eines, und zwar des vorzüglichsten Eyerstockes beraubet worden sind. Wenn dieses ist, so würde ja die Königinn, welcher zur Vollkommenheit nichts abgehet, auch Drohneneyer legen, woraus denn weiter folgen würde, daß es entweder auch verunglückte Drohnen geben müße, dergleichen man aber noch niemals mit Gewißheit entdecket hat, oder daß man zu **Reaumurs** Meynung zurückkommen müße, und die Arbeitsbienen insgemein für geschlechtlos erklären, doch so, daß ihnen einige verunglückte Königinnen beygemischt sind. Und diese letztere scheint **Riems** Muthmassung zu seyn. Wir wollen und können dieser Meynung ihren Werth nicht benehmen; Es bleibt uns aber doch schwer zu begreifen, warum die Verunglückung bey dem Mißwachse allezeit nur denjenigen Eyerstock allein betrifft, der die weiblichen Eyer enthält?

§. CCLXXX.

Der um die Bienenpflege sehr verdiente Schirach behauptet, daß aus jeder Arbeitbienenraupe, wenn sie nicht über drey Tage alt ist, und in eine königliche Zelle übertragen wird, durch besondere Säfte und Nahrung eine Mutterbiene werden kann, und daß folglich alle Arbeitbienen weibliches Geschlechts sind. Schirachs Versehen, sagt Riem, kömmt daher, daß er glaubte, die Bienen übertrügen wirkliche Raupen in königliche Zellen, da sie doch nur Eyer übertragen. Mir kommt ein zahlreiches aus lauter verunglückten, oder durch eine üble Erziehung allein unvollkommen entwickelten Köpfen bestehendes Volk allzeit ungereimt vor. Steinmetzs Stammbaum der Bienen ist nichts mehr als eine Hypothese, welche die Hauptsache so im Dunklen läßt, wie sie immer vorher war.

§. CCLXXXI.

Am Kopfe der Bienen verdienen die Zähne, der Rüßel, und das Maul betrachtet zu werden. Der Rüßel thut die Dienste einer ordentlichen Zunge. Am Bruststücke, das mit ästigen Haaren dick besetzet ist, sitzen drey paar Füße, deren jeder aus fünf Gliedmassen bestehet, wovon das dritte an den hintern die Schaufel, das vierte aber an den hintern sowohl als mittleren Füßen die Bürste ist. Der Leib bestehet aus sechs Ringen, und enthält den Stachel, der nicht so viel wegen seiner selbst, als wegen des Giftes, den er aus einer besonders hiezu bestimmten Blase empfängt, zu fürchten ist.

§. CCLXXXII.

§. CCLXXXII.

Die erste Beschäfftigung des Schwarmes in einem neuen Stocke, ist selben zu reinigen, und besonders alle Spalten und Risse mit einer Kütte zu verschließen, den die Bienen von den Knospen der Eschen, Pappeln u. d. g. sammeln, und den man das **Vorwachs** nennet. Indessen einige sich mit dieser Arbeit abgeben, fangen die andern schon an Wachstafeln zu bauen, welche allezeit oben am Stocke angeheftet, und in einer fast senkrechten Richtung fortgeführt werden. Die Gestalt der Zellen selbst, derer einige Honig- andere Brutzellen, und diese wieder gemeine, oder Drohnen- oder Weiselzellen sind, ist genug bekannt. Der berühmte **Mac-Laurin**, und letztens wieder der würdige Prof. **Scherfer** haben das Werk der Bienen nach den Regeln der strengsten Geometrie geprüfet, und darinn die Auflösung der schönen, und beschwerlichen Aufgabe gefunden: die größte Zahl der geräumlichsten Zellen mit dem wenigsten Aufwande des Wachses in dem allerkleinsten Raume zu bauen.

§. CCLXXXIII.

Maraldi erkannte schon, daß das Wachsmehl (der Blumenstaub,) noch kein wahres Wachs sey, sondern erst in dem zweyten Magen der Bienen zubereitet werden müße. Er hielt dafür, daß sie das Wachs durch die Eructation von sich geben; man ist aber heut überwiesen, daß die Bienen das Wachs aus den sechs Ringen des Hinterleibs herausschwitzen, wo es in dünnen Scheiben zu erscheinen pflegt.

§. CCLXXXIV.

§. CCLXXXIV.

Die Sammlung des Wachsmehles, und des Honigs ist das Geschäfft der Arbeitbienen allein. Das Honig finden sie in besondern Drusen, und Honigbehältern der Blumen, die R. v. Linne besser, als keiner vor ihm, beobachtet hat. Der sogenannte Honigthau ist auch eine reiche Ernte für diese fleißigen Arbeiter. Diejenigen, die der Meynung sind, daß die Bienen das schon fertige Honig in den Blumen finden, betrachten nicht, daß sie reines Honig auch von Zucker eintragen. Daß sie aber auch Honig aus faulem Fleische machen, würde man wohl schwerlich glauben, wenn nicht Peter Rytschkow nach eigenen Beobachtungen Bürge dafür wäre. Die ordentliche Speise der Bienen ist das mit dem Wachsmehle vermischte Honig, das schon von den Alten das Bienenbrod genannt wurde.

§. CCLXXXV.

Das Geschäfft der Mutterbiene ist Eyer zu legen; sie liegt auch wirklich diesem Geschäffte sehr fleißig ob, und unterbricht es nur im Winter, wenn der Frost stark ist. Legt sie aber jedes Ey gerade in diejenige Zelle, wohin es gehört? Man glaubte es so; aber Riem zieht es in Zweifel, und behauptet, daß die Sortirung der Eyer das Geschäfft der gemeinen Bienen sey. Die Eyer können im Trocknen lange Zeit dauern ohne zu verderben, und es scheint gewiß zu seyn, daß die Wärme allein ohne eine gewisse Feuchtigkeit, die man den Futterbrey nennet, zu der Entwickelung der Raupe nicht hinlänglich sey.

§. CCLXXXVI.

§. CCLXXXVI.

Man wird schwerlich bey einem andern Insecte, als bey den Bienen, gewahr, daß die Eyer einer Art des Brütens, und die ausgeschloffenen Jungen einer Bedeckung, so beyläufig, wie die Küchlein der Gluckhennen, bedürftig seyn. Es hängt daher von der Stärke des Stockes, und der Menge der vorräthigen Nahrungsmittel ab, ob viele, oder wenige Eyer zur Brut angesetzt werden.

§. CCLXXXVII.

Nachdem man weis, daß niemals mehr, als eine einzige Mutterbiene im Stocke gelitten wird, so ist leicht zu begreiffen, warum königliche Eyer nicht zu jeder Zeit ausgebrütet werden. Die jungen Königinnen würden gerade aus der Wiege auf die Todtenbühne geführet werden. Es bleibt aber doch die wichtige Frage übrig: wann, und warum setzen die Bienen königliche Brut an, und warum oft in einer beträchtlichen Zahl? Riem muthmasset, daß in keinem andern Umstande Anstalten zur Erbrütung neuer Königinnen gemacht werden, als nur allein, wenn die alte gestorben, oder verlohren gegangen ist, in welchem Falle sie gemeiniglich mehrere Eyer ansetzen, damit ihre Hofnung gegründeter werde. Bey dieser Meynung, die uns nicht mißfällt, würde das Schwärmen eine Folge der Gegenwart mehrerer Mutterbienen, und nicht im Gegentheile diese eine Folge der Lust zum Schwärmen seyn.

§. CCLXXXVIII.

§. CCLXXXVIII.

Wenn zwo Königinnen zu gleicher Zeit ausgebrütet worden, theilen sich gemeiniglich die Bienen in zwo Partheyen, derer jede die, von ihr ausgebrütete, in ihren Schutz nimmt. Beyde Königinnen fangen an, auf ihren Anhang stolz, sich zu beneiden, und zu bedrohen; diejenigen vom Volke, die bisher neutral verblieben, schlagen sich zu einer Parthey, die Verwirrung wächst immer mehr, die Arbeit wird unterbrochen, und endlich der wirkliche Aufbruch gemacht. Die Kennzeichen eines bald erfolgenden Schwarmes sind nichts weniger, als zuverläßig. Das Schwärmen ist so wenig die Folge der Befehle der Königinn, daß sie sich vielmehr sehr hart entschließt mit dem Schwarme mitzugehen, und gemeiniglich erst in der Mitte, oft gar am Ende des Zuges aus dem Stocke heraus gehet.

§. CCLXXXIX.

Die Schwärmezeit ist von der Mitte des Maymonates bis zum Ausgange des Junius; gemeiniglich setzt sich der Schwarm an den Ast eines Baumes in sehr grossen Klumpen an; fliegen die Bienen aber gleich beym Auszuge hoch in die Luft, so ist es ein Zeichen, daß sie sich weit vom alten Stocke wegzubegeben entschlossen haben.

§. CCXC.

Ohne Polizeyanstalten, welche die Gesundheit, und Sicherheit der Bürger besonders zum Ziele haben, kan ein volkreicher Staat niemals lang bestehen;

hen; sie mangeln auch dem Bienenstaate nicht. Die ängstige Sorge den Stock rein zu erhalten, und besonders die Luft oft zu erneuern, gehört zu den Gesundheitsanstalten.

§. CCXCI.

Ob die Schuldigkeit Wache zu halten allen gemeinen Bürgern obliege, wie, und wann die alte Wache mit einer neuen verwechselt werde, u. d. g. ist unbekannt; aber das ist gewiß, daß allezeit einige aus den Bienen, indeß die andern ihrer Arbeit nachgehen, für die allgemeine Sicherheit ausgestellet sind. Die Hauptwache ist beym Flugloche.

§. CCXCII.

Unter den häufigen Feinden der Bienen stellen einige ihnen selbst, andere ihren mühsam eingetragenen Vorrathe nach; und diese letztern sind nur eigentlich die Feinde des Saates. Die gefährlichsten sind der Bienenwolf, (Attelabus apiarius *Lin.*) die Bienen- und die Wachsmotte (Phalæna mellonella, & cereana *Lin.*) doch nicht die Schmetterlinge, sondern ihre Raupen sind gefährlich. So verbittert auch die Bienen auf diese kleinen Feinde sind, so werden sie doch nicht allemal Meister über sie, weil sie sich mit einem undurchdringlichen Gewebe wider die Stachel der Bienen schützen. Nehmen sie einmal über Hand, so erlöschet der Eifer der Bienen, sie scheuen sich Honig für Fremde, ja für Feinde einzutragen, sie verlassen die Brut, und ziehen

hen entweder aus dem Stocke hinaus, oder sterben aus Leid auf dem Schutte der väterlichen Häuser.

§. CCXCIII.

Es scheint, daß in jedem Stocke eine besondere Witterung herrsche; wenigstens ist es gewiß, daß fremde Bienen alsogleich erkennet, verfolget, und sogar getödtet werden. Oft entstehen förmliche Zweykämpfe unter Bienen des nämlichen Stockes, in welchen gemeiniglich eine aus beyden das Leben lassen muß. Ganze Schlachten aber werden nur den Raubbienen geliefert. Man hat sich fälschlich eingebildet, es gäbe eine besondere Bienengattung, die nur vom Raube lebe, und die man aus dieser Ursache mit den häßlichsten Farben abgemalet hat; hätte man aber fleißiger nachgesehen, so würde man das Räubernest vielleicht auf seinem eignen Bienenstande angetroffen haben. Die unersättliche Begierde Honig einzusammlen macht die besten Bienen zu Räubern.

§. CCXCIV.

Der berühmte Drohnenmord, der zu Ende des Sommers vorgenommen wird, giebt uns keinen allzuvortheilhaften Begriff von dem Bienenstaate, er scheint aber zur Selbsterhaltung des bessern Theiles vom Volke nothwendig zu seyn.

§. CCXCV.

Obschon R. v. Linne, und mehrere andere den Bienenstaat für gynäkokratisch halten, so glauben wir

wir doch mit Rechte zu behaupten, daß er nichts weniger, als ein monarchischer Staat sey. Die vorgegebene Königinn hat nichts, als den Vorzug einer leeren Ehre, wie der Groß Lama unter den Tartarischen Fürsten, oder der Dairi in Japan, welchem der Cubo-Sama mit gebeugten Knien Befehle ertheilet.

§. CCXCVI.

Die Bienen bauen sich gerne in Wäldern an, wo sie bey einer geringen Pflegung eine reiche Ausbeutung geben; und dieß nennet man die wilde Bienenzucht. Die vornehmste Eigenschaft eines Bienenwaldes ist, daß er mit fruchtbaren, hohen Bäumen, und Sträuchen besetzt, auch nahe an blumenreichen Feldern gelegen sey. Die Beuten können in Fichten, Tannen, und Kieferbäume eingehauen werden; in Rußland verwirft man nur die Aspen. Man besetzt sie mit Bienen, die man entweder aus seinem Bienenstande überträgt, oder noch besser im Walde selbst aufsucht, und legt ihnen einen Honigkuchen bey. Zur Schwärmezeit hält man mehrere Beuten in Bereitschaft, und sucht sogar den Schwarm in Säcke zu fassen. Die beste Zeit zum zeideln ist das Frühjahr. Die Waldbienen haben einige besondere Feinde, denen die zahmen nicht ausgesetzt sind. Wider die Bären haben die Russen verschiedene Mittel erfunden. Den Schwarzspecht sucht man durch allerley Dorner, und Reisig, womit die Stocke umwunden werden, abzuhalten.

§. CCXCVII.

Die zahme Bienenzucht hat manche Vortheile vor der wilden, besonders dort, wo die Wälder verschont werden müßen. Man hält die Bienen zu Hause in besondern Ständen, die am besten an einem abgesonderten, ruhigen Orte so aufgerichtet werden, daß ihre vordere Seite gegen Süden, oder noch besser gegen Südosten gerichtet sey. Den Boden vor dem Stande halte man vom Grase rein. Ein seichter mit Wasser gefüllter Trog hält die Bienen von Bächen, und Teichen ab, in welchen sie den Tod finden. Es ist immer besser die Stände in die Länge, als in die Höhe zu bauen; sie sollen an den Seitenwänden Luftlöcher bekommen, die nach Belieben eröffnet, oder geschlossen werden können, und an der vordern Seite mit Balken versehen seyn.

§. CCXCVIII.

Die Bienenstöcke haben fast das Schicksal des Gellertischen Hutes gehabt. Man sah die Nothwendigkeit ein, die Stöcke kleiner zu machen, als man sie vor Zeiten hatte; um aber die Bienen beständig im Fleiße zu erhalten, mußte man in seiner Gewalt haben, den Stock nach Erforderniß der Umstände zu vergrößern; und endlich mußten auch die Körbe so gemacht seyn, daß man, ohne die Bienen zu tödten, oder auch nur zu stöhren, zeideln könne. Aus diesen Grundsätzen entstanden die sogenannten Halb- und Viertelkörbe, aus deren Zusammensetzung ganze Ständer- oder Lagerkörbe entstehen. Weil

man

man für nöthig befand das Flugloch manchmal zu versperren, ohne doch die Luft aus dem Stocke auszuschließen, so hat man Flugschienen angebracht. Palteau bediente sich einer Scheibe.

§. CCXCIX.

Die beste Zeit Bienen zu kaufen ist das Fruhjahr. Läßt der Eigenthümer den Korb nicht umkehren, so muß dem Käufer nur die Munterkeit, und der Fleiß der Bienen im Eintragen ein Kennzeichen eines guten Stockes seyn. Im Winter blase man beym Flugloche hinein, da aus einem guten Stocke allezeit einige Bienen sehr hurtig heraus kommen werden.

§. CCC.

Zur Schwärmezeit darf der Bienenstand niemals ohne einen geschickten, und aufmerksamen Wächter gelassen werden. Sobald der Auszug anfängt, schließe man das Flugloch zur Hälfte. Ein geübter Bienenwärter fängt die Königinn vor dem Flugloche weg, sperret sie ein, und hat dadurch den ganzen Schwarm in seiner Gewalt. Dieser Handgriff wird so gar zu einer Nothwendigkeit, wenn mehrere Stöcke zu gleicher Zeit geschwärmet, und die Schwärme sich vermischt haben. Man kann aber diesem Ungemache mit dem Schwarmfasser vorkommen. Man hat schon öfters mittelst einer Handspritze das Durchgehen eines Schwarmes verhindert.

§. CCCI.

Die Kunst Kolonien aus der Hauptstadt auszuschicken, setzt viele Ueberlegung voraus; nichts ist leichter, als daß man das ächte Verhältniß der Bevölkerung zu dem Nahrungs- oder Vertheidigungsstande verfehlet. Die Bienenliebhaber haben es gar oft erfahren, daß das Schwärmen der Bienen den Untergang des Mutterstockes sowohl, als des jungen Schwarmes nach sich gezogen hat, und sind endlich auf Mittel, das Schwärmen nach Belieben zu verhindern, bedacht gewesen. Diejenige, die den Mangel des Raumes für die Ursache des Schwärmens angeben, glauben es durch Untersätze genug zu verhindern, und man muß sich verwundern, daß sie nach so vielen übelgerathenen Versuchen sich nicht bey dem einzigen kräftigen Mittel, das in der Herausschneidung der Weiselwiegen bestehet, halten mögen. Sind aber doch schwache Schwärme ausgeflogen, so bleibt nichts anders übrig, als daß sie mit andern stärkern vereiniget werden.

§. CCCII.

Die vielen bey der Einfassung der Schwärme vorkommenden Beschwerlichkeiten, und die Gefahr späte oder gar keine Schwärme zu bekommen, hat die Kunst Ableger zu machen erzeuget, derer mehrere Arten angegeben werden, als 1.) Ableger durch das Austrommeln, 2.) durch vorräthige Weisel, 3.) durch eingesetzte Brut, 4.) Magazinsableger.

§. CCCIII.

§. CCCIII.

Unsere Vorältern verstunden ihren Vortheil bey der Bienenzucht unvergleichlich, ob sie schon weniger Kunst brauchten; nur in einem wesentlichen Puncte fehlten sie, weil sie die Bienen beym Zeideln tödteten, und sich selbst der fleißigen Arbeiter beraubten. Der Fehler der neuen Methode ist entgegengesetzt. Man vermehret das Volk allzusehr, so daß es kaum genug zu seiner eigenen Nahrung eintragen kann. Die Magazinstöcke vereinigen die Vortheile beyder Methoden ohne ihre Fehler beyzubehalten, und sind unter allen den neuen Veränderungen die beste Erfindung.

§. CCCIV.

Die Verführung der Bienen in die Heidefelder geschieht mit Vortheil, wenn nicht zu Hause Anstalten gemacht werden, daß immer tüchtige Bienenpflanzen bis in den späten Herbst blühen.

§. CCCV.

Der Winter ist die gefährlichste Zeit für die Bienen, besonders wenn er gelinde ist; denn die Mittel wider die Gefahr zu erfrieren hat der Bienenwärter in seiner Gewalt, da er nicht so leicht den üblen Folgen eines warmen Winters vorkommen kann. Das Füttern ist gemeiniglich unentbehrlich.

§. CCCVI.

Einem neu angehenden, unerfahrnen Bienenwirthe ist zu rathen, daß er im Frühjahre zeidle,

sonst ist die Zeit zum zeideln eigentlich das Ende Septembers, oder der October. Der vorsichtig zur Sache gehen will, muß jeden Stock besonders abwägen, und ihm denn verhältnißmäßig so viel abnehmen, daß doch genugsamer Vorrath dem Volke zur Ueberwinterung zurückgelassen wird. Das Zeideln selbst macht bey dem itzt gebräuchlichen Stöcken keine Mühe, man darf nur einen, oder mehrere Aufsätze abnehmen.

§. CCCVII.

Die Weisellosigkeit ist keine Krankheit der Bienen, aber doch einer der größten Unglücksfälle, der einem Stocke wiederfahren kann. Man hilft ihm entweder durch einen vorräthigen Weisel, oder durch eingesetzte Brut. Die Faulbrut entstehet theils von unreinem Honig, theils auch daraus, daß die Bienen im Winter unvorsichtig im Stocke versperret werden. So lang sie noch nicht überhand genommen, hebt man sie durch die schleunige Ausschneidung der faulen Tafeln. Wider die Raubbienen ist kein kräftigers Mittel, als daß man nur lauter volkreiche Stöcke unterhält.

§. CCCVIII.

Der Vorschlag Gemeinde-Bienenstände in jedem Dorfe aufzurichten, an welchen jeder Hauswirth Theil nehmen, und nach dem Maaße des beygetragenen, Honig und Wachs erndten könne, verspricht so viele Vortheile, daß er verdiente ins Werk gesetzet zu werden.

Von

Von Seidenraupen.

§. CCCIX.

Wir haben nichts, was wir der mit Rechte geschätzten Seidenraupe an die Seite stellen könnten. Die Seide der gemeinen Spinnen würde freylich genutzt werden können; aber die Erziehung dieser Thiere, die sich einander selbst aufreiben, fällt in das unmögliche. Allein wir haben nicht Ursache auf neue Erfindung zu sinnen, ob sie schon allezeit von einem Nutzen sind, nachdem uns die Erfahrung belehret hat, daß wir die gemeine Seide bey uns sehr wohl erziehen können.

§. CCCX.

Die Ghilaner tragen die Eyer, die ausgebrütet werden sollen, am Leibe in baumwollenen Tüchern bey sich. Die Art ist nachahmenswürdig; denn wir können ja dem Bauren den Gebrauch des Thermometers nicht aufdringen. Es liegt sehr viel daran, daß die Räupchen zu gleicher Zeit aus den Eyern ausschliefen.

§. CCCXI.

Die Blätter der weißen Maulbeerbäume geben die Nahrung den Raupen, wovon die zärtesten ausgesucht, und zweymal im Tage frisch vorgelegt werden sollen. Nach dem letzten Häuten der Rau-

pen überträgt man sie an einen besondren Ort, den man mit trocknen Hobelspännen, und dürrem Reisige wohl versieht, und läßt sie ungestöhrt fortarbeiten. Alles kömmt bey der Erziehung dieser Thiere auf die immer unterhaltene Reinlichkeit, und das gute, trockne Futter an. Eine mäßige Wärme, und noch mehr eine allzeit reine Luft ist diesem Thiere nothwendig.

§. CCCXII.

Man sagt durchaus, daß der Donner oft die Raupen tödte. Könnte aber diese Erfahrung nicht denjenigen an die Seite gesetzet werden, welche manche zu haben glauben, daß, wenn ein Fremder die Seidenraupen sieht, alle Hoffnung ihrer glücklichen Arbeit verlohren sey? Mit mehrerem Rechte sind die Mäuse, Vögel, Ameisen, und Raupentödter zu befürchten.

§. CCCXIII.

Das Abwinden der Seide ist dem Landmanne nicht zu rathen, aber das im Gespinnste lebende Thier muß er alsogleich tödten; und dieß geschieht im Backofen, nachdem das Brod ausgenommen worden ist.

* * * *

§. CCCXIV.

Den Werth eines Landgutes bestimmet, nebst der Güte des Erdreiches, und seiner Lage, die Nachbarschaft grosser Städte, oder doch wenigstens die Gele-

Gelegenheit seine Producten auf schiffbaren Flüßen oder gut unterhaltenen Heerstrassen dorthin zu verführen, wo der Absatz vortheilhaft ist. Und dieß ist auch, was gemeiniglich die Gattung der Wirthschaft bestimmen muß. Die wirthschaftlichen Gebäude mache man gleich im Anfange gemächlich und dauerhaft. Die Lage, und Ordnung dieser Gebäude verräth die Einsicht des Angebers auf dem ersten Blick.

§. CCCXV.

Die Haupteigenschaften der Wirthschaftsbeamten, und Bedienten sind die natürlichen Kräfte des Leibes, die Wissenschaft, und die Treue. Unwissende, aber gelehrige Bediente sind gemeiniglich besser, als halbgelehrte, mit welchen man immer wider ihre Vorurtheile zu streiten hat. Ein verhältnißmäßiger Lohn, eine gute, menschliche Art, mit welcher man Leuten begegnet, und geschickt ausgetheilte Geschenke machen treue Bediente. Vor allem aber ist ein christliches, unsträfliches Leben das sicherste Unterpfand der Treue.

§. CCCXVI.

Es ist nicht unter der Würde des Eigenthümers, seiner Landwirthschaft nachzusehen, die Bestellung der Aecker, die Pflegung der Weingärten, die Viehhöfe u. d. g. zu untersuchen. Der Landwirthin stehet die Oberaufsicht über Küche, Keller, Wäsch- und Backhaus u. d. g. zu.

§. CCXVIIC.

§. CCCXVII.

Die einzige wahre Quelle des Reichthums sind die Landleute selbst. Die Unterthanen sind das kostbareste Gut, was der Eigenthümer auf seinem Landgute hat. Glücklich! wenn er es nach seinem ganzen Werthe zu schätzen weis. Einem milden, mitleidigen, und wohlthätigen Herrn stehen die Beutel aller Unterthanen zu allen Zeiten offen; ihre Erhaltung und Vermehrung soll seine vornehmste Sorge seyn.

§. CCCXVIII.

Es wäre zu wünschen, daß wir nicht genöthiget wären förmliche Dörfer anzulegen. Nichts würde zur Aufnahme der Landwirthschaft zuträglicher seyn, als wenn jeder Bauer alle seine Grundstücke beysammen hätte, und seinen Hof in der Mitte derselben aufschlüge. Unterdessen hat man bey der Anlegung der Dörfer auf eine gesunde Lage, auf gutes reines Wasser, auf die Nachbarschaft der Felder, auf Symetrie, auf die Reinlichkeit, und auf die Bauungsart der Häuser selbst zu sehen.

§. CCCXIX.

Die Landjugend verdient die größte Aufmerksamkeit. Es ist bedauernswürdig, daß eine so grosse Zahl von Kindern jährlich stirbt. Vielleicht liegt eine nicht geringe Ursache in der Gewohnheit den zarten Leib der neugebohrnen Kinder mit Binden zu schnüren und den Kopf zu drücken. Den Wilden in Amerika, und den Negern ist niemals etwas sol-

ches

ches eingefallen; und es ist doch etwas unerhörtes, lahme, bucklichte, oder sonst ungestaltete Leute unter ihnen zu sehen. Europäer in Martinique thun es den Negern nach, und befinden sich sehr wohl dabey. Bey uns lehret man die Kinder zu stehen, gehen u. d. g., unter den Wilden lernen sie es von sich selbst, und können es gemeiniglich in höherem Grade, als wir.

§. CCCXX.

Man suche der Landjugend, nebst dem Unterrichte in der Religion, auch eine Hochschätzung ihres Standes beyzubringen. In den Landschulen sollten die Grundsätze der Landwirthschaft mit dem Eifer vorgetragen werden, mit dem man die Grundsätze anderer Wissenschaften in den höhern Schulen lehret. Eine Gattung einer ökonomischen Gesellschaft in jedem Dorfe, würde von einem nicht geringen Nutzen seyn.

E N D E.

Sa 2978

ULB Halle
003 247 406
3

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-212835335-17

Sätze

aus der

Naturgeschicht der Thiere,
und der sämmtlichen Viehzucht,

als eine

Fortsetzung der Sätze

aus der

Naturgeschicht der Pflanzen, dem
Feld- und Wiesenbaue, dem Baue der Färbekräuter, und dem Wald- Wein- und Gartenbaue.

WIEN,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen v. Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1777.